

Schiller und Wagner oder die Entdeckung des Deutschtums

Dieter Borchmeyer

Die Entdeckung des Deutschtums hat eine lange Geschichte und Vorgeschichte, die bis ins Mittelalter zurückreicht.¹ Doch erst mit der Wiederentdeckung der *Germania* des Tacitus im 15. Jahrhundert entwickelte sich so etwas wie ein ›deutscher‹ Diskurs, der um die Wende vom 18. zum 19. Jahrhundert einen Höhepunkt erreichte. Waren die führenden deutschen Intellektuellen am Ende des 18. Jahrhunderts vorwiegend aufklärerisch-kosmopolitisch-europäisch eingestellt, so trat mit dem Aufstieg Napoleons eine Wende »vom Hochgefühl europäischer Hoffnungen bis zum Rückzug in einen Kultur-Patriotismus deutscher Nation«² ein. So Hans-Jürgen Schings in seinem Buch *Klassik in Zeiten der Revolution*. Es enthält u. a. einen umfangreichen Traktat über »Schillers Weg von der europäischen Idee zur deutschen Kulturnation«³. Darin analysiert Schings den Umschlag von Schillers universalgeschichtlichem Denken, das ganz auf Europa und die Hoffnung auf ›ewigen Frieden‹ zwischen den europäischen Staaten konzentriert ist, in eine ›kulturnationale‹ Argumentation im Gefolge der Französischen Revolution und vor allem seit Beginn der napoleonischen Herrschaft. Diese bereiten Schillers europäischer Vision Schings zufolge einen »Zusammenbruch, wie er jäher und heftiger kaum denkbar ist«⁴.

Den Höhepunkt dieses Umschlags von Europa-Euphorie in deutschen Kultur-Patriotismus bildet das erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts von

1 Die folgenden Ausführungen greifen zurück auf Borchmeyer, Dieter: *Was ist deutsch? Die Suche einer Nation nach sich selbst*, Berlin 2017.

2 Schings, Hans-Jürgen: *Klassik in Zeiten der Revolution*, Würzburg 2017, S. 78.

3 Vgl. ebd., S. 73-153.

4 Ebd., S. 75.

Bernhard Suphan veröffentlichte große Gedichtfragment Schillers, vermutlich aus dem Jahre 1801, dem der Erstherausgeber den Titel »Deutsche Größe« gegeben hat.⁵ Der Export der Französischen Revolution in die besetzten Länder löste zwangsläufig den nationalen Widerstand der eroberten Völker und eben auch ein nationales Umdenken ihrer führenden Geister aus. Dafür ist das Gedichtfragment »Deutsche Größe« ein bedeutsamer Beleg, der mit seiner utopischen, ja endzeitlichen Vision der Kulturnation Deutschland freilich in Schillers *Oeuvre* einzigartig und von ihm bezeichnenderweise nicht vollendet und der Öffentlichkeit seinerzeit verborgen geblieben ist. Es ist gewissermaßen die geheime Introduktion eines Diskurses über die Frage »Was ist deutsch?«, die bis in unsere Tage die Gemüter bewegt.

»Dem Patrioten ist es sehr geläufig, den Namen seines Volkes mit unbedingter Verehrung anzuführen; je mächtiger ein Volk ist, desto weniger scheint es jedoch darauf zu geben, seinen Namen mit dieser Ehrfurcht sich selbst zu nennen.« So schreibt Richard Wagner in seinen Notizen zur Frage »Was ist deutsch?« aus dem Jahre 1865, also sechs Jahre vor Gründung des Deutschen Reichs, die er erst 1878 im ersten Jahrgang der *Bayreuther Blätter* veröffentlicht hat; und er fährt fort:

»Es kommt im öffentlichen Leben England's und Frankreich's bei Weitem seltener vor, daß man von ›englischen‹ und ›französischen Tugenden‹ spreche; wogegen die Deutschen sich fortwährend auf ›deutsche Tiefe‹, ›deutschen Ernst‹, ›deutsche Treue‹ u. dergl. m. zu berufen pflegen. Leider ist es in sehr vielen Fällen offenbar geworden, daß diese Berufung nicht vollständig begründet war [...].«⁶

Ganz ähnlich wie Richard Wagner hatte sich sieben Jahre zuvor der (mit ihm in persönlicher Verbindung stehende) liberale Publizist und Politiker Julius Fröbel über den inflationären Gebrauch der Identifikationsvokabel »deutsch« geäußert:

»Welches Volk hat wie das deutsche das Beiwort immer im Munde, welches seinen eigenen Charakter bezeichnet? ›Deutsche Kraft‹, ›deutsche Treue‹,

⁵ Siehe Suphan, Bernhard (Hg.): *Deutsche Größe. Ein unvollendetes Gedicht Schillers. 1801. Nachbildung der Handschrift im Auftrage des Vorstandes der Goethe-Gesellschaft*, Weimar 1902.

⁶ Wagner, Richard: *Gesammelte Schriften und Dichtungen* (GSD), Bd. 10, Leipzig²1888, S. 37.

›deutsche Liebe‹, ›deutscher Ernst‹, ›deutscher Gesang‹, ›deutscher Wein‹, ›deutsche Tiefe‹, ›deutsche Gründlichkeit‹, ›deutscher Fleiß‹, ›deutsche Frauen‹, ›deutsche Jungfrauen‹, ›deutsche Männer‹ – welches Volk braucht solche Bezeichnungen außer das deutsche? [...] Der Deutsche verlangt von sich ganz extra, daß er deutsch sein soll, als ob ihm freistünde, aus der Haut zu fahren [...]. Der deutsche Geist steht gewissermaßen immer vor dem Spiegel und betrachtet sich selbst, und hat er sich hundertmal besehen und von seinen Vollkommenheiten überzeugt, so treibt ihn ein geheimer Zweifel, in welchem das innerste Geheimnis der Eitelkeit beruht, abermals davor. – Was ist dies alles anders als die Selbstquälerei eines Hypochonders, dem es an Bewegung fehlt, und dem nur durch Bewegung zu helfen ist?«⁷

Vermutlich kannte Wagner diese Äußerung Fröbels, erwähnt er ihn doch 1878 im Anhang zu seinen früheren Aufzeichnungen über die Frage »Was ist deutsch?«, da er seinerzeit gehofft hatte, die von Fröbel herausgegebene *Süddeutsche Presse* zum Forum seiner Ideen machen zu können.

Anders als Fröbel will Wagner jene vermeintlich deutschen Eigenarten freilich nicht als »gänzlich nur eingebildete Qualitäten« abwerten, »wenn auch Misbrauch mit der Berufung auf dieselben getrieben wird«. Deshalb möchte er »die Bedeutung dieser Eigenthümlichkeit der Deutschen auf geschichtlichem Wege«⁸ untersuchen. Das ist zweifellos der richtige Weg, und ganz zutreffend stützt Wagner sich auf die Etymologie des Wortes »deutsch« nach dem seinerzeit aktuellen Forschungsstand. Jakob Grimm habe nachgewiesen, »daß ›diutisk‹ oder ›deutsch‹ nichts anderes bezeichnet als das, was uns, den in uns verständlicher Sprache Redenden, heimisch ist« und sei demgemäß schon früh dem ›Welschen‹ entgegengesetzt worden, »worunter die germanischen Stämme das den galisch-keltischen Stämmen Eigene begriffen«.⁹.

Das Wort »deutsch«, wie es sich aus dem germanischen Wort »thioda« (Volk) und dem Adjektiv »thiodisk, diutschiu« herausgebildet hat, ist also, wie bereits Wagner bekannt war, ein Sprachbegriff, die Bezeichnung für die

⁷ Fröbel, Julius: »Kleine politische Schriften [Stuttgart, 1866]«, hier zitiert nach: Pross, Harry: »Das zweite Reich«, in: Ders. (Hg.): *Die Zerstörung der deutschen Politik. Dokumente 1871-1933*, Frankfurt a.M. 1959, S. 9-22, hier: S. 11f.

⁸ GSD, Bd. 10, S. 37.

⁹ Ebd.

Sprache der germanischen Stämme Mitteleuropas im Gegensatz zu derjenigen der angrenzenden romanischen Bevölkerung und zumal zum Latein. Schon seit Karl dem Großen grenzte man die »*theodisca lingua*«,¹⁰ d. h. die zum Volk gehörige, die im Gebiet des späteren Deutschlands gesprochene Volks-Sprache vom Lateinischen ab. Das Land, in dem diese gemeinsame deutsche Sprache gesprochen wurde, den deutschen Sprachraum in Mitteleuropa, nannte man dann zunächst pluralisch »*diutschiu lant*« und seit dem 15. Jahrhundert allmählich »Deutschland«. Darauf bezieht sich schon Wagner in seinem Essay »Was ist deutsch?«. Er greift auf die zumal von Fichte in seinen »Reden an die deutsche Nation« entwickelte Theorie zurück (den Namen Fichtes nennt er freilich nicht, kannte aber die »Reden«, die auch in seiner Wahnfried-Bibliothek stehen), der Name Deutschland sei der »Kollektivname« für die diesseits des Rheins angesiedelten Stämme, die – anders als die auswandernden Stämme der Goten, Vandalen, Langobarden usw. – an ihren »Ursitzen« bleibend, ihre »Urmuttersprache« fortredeten, während die sich in fremden Ländern niederlassenden germanischen Stämme ihre Muttersprache aufgaben.¹¹

Die Deutschen waren seit dem Ende des 11. Jahrhunderts eine durch Sprache definierte, noch nicht politisch bestimmte ›Nation‹. Das Wort ›Nation‹ ist vom lateinischen »*natio*« (= Abstammung, Geburt) abgeleitet und bezieht sich im Mittelalter auf die gemeinsame Herkunft und Sprache, die durch sie gebildete Gemeinschaft, also noch nicht auf die souveräne politische Gemeinschaft im Sinne des 18. Jahrhunderts und der Französischen Revolution. Wenn es in Goethes und Schillers *Xenien* von den Deutschen heißt: »Zur *Nation* euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche, vergebens«¹², so ist der moderne Begriff der Staatsnation gemeint, welche die Deutschen eben nicht bilden. Im alteuropäischen Sinne aber sind sie – als Sprachgemein-

¹⁰ Das mittellateinische Nennwort »*theodiscus*« taucht zur Qualifizierung des Fränkischen im späten 8. Jahrhundert zunächst in der Rechtssprache auf. Als Synonym des – als Barbarismus empfundenen – Worts wurde später »*teutonicus*« eingeführt; vgl. Jakobs, Hermann: »Diot und Sprache. Deutsch im Verband der Frankenreiche (8. bis frühes 11. Jahrhundert)«, in: Gardt, Andreas (Hg.): *Nation und Sprache. Die Diskussion ihres Verhältnisses in Geschichte und Gegenwart*, Berlin u. a. 2000, S. 7–46, hier: S. 37.

¹¹ Vgl. GSD, Bd. 10, S. 38f.

¹² Schiller, Friedrich: »Xenien von Schiller und Goethe«, in: Meier, Albert (Hg.): *Friedrich Schiller. Gedichte. Dramen 1* (Friedrich Schiller. Sämtliche Werke 1), München u. Wien 2004, S. 257–302, hier: S. 267.

schaft – längst Nation gewesen. Der dem Sprachgebrauch der Konzilsära des 15. Jahrhunderts entstammende Begriff »deutsche Nation« basiert von Anfang an auf der Synonymie von »lingua« und »natio«.¹³ In diesem Sinne ist auch der Begriff »Heiliges Römisches Reich Deutscher Nation« zu verstehen: Er bezeichnet das von der deutschen ›Zunge‹ getragene Römerreich. Der Begriff »Zunge« wurde erst seit dem 15. Jahrhundert vom Fremdwort »nation« verdrängt, ohne dass dabei die von dem volkssprachlichen Wort intendierte Bedeutung verloren ging.¹⁴

Im Gegensatz zu den meisten anderen nationalen Sprachadjektiven – wie »englisch«, »französisch« oder »italienisch«, die sich zunächst auf die Stämme der Angeln, Franken und Italer bezogen und erst später auf die von diesen Stämmen gesprochene Sprachen – ist »deutsch« also ursprünglich keine Bezeichnung für Stamm oder Volk als ethnische bzw. Nation, Land oder Staat als politische Gebilde, sondern – genau umgekehrt zur Genese der erwähnten anderen Nationaladjektive – eine Sprachbezeichnung.¹⁵ Das ist bereits Wagner sehr wichtig gewesen, und er verweist auf die etymologische Verwandtschaft von »deutsch« und »deuten«, d. h. ursprünglich: »volksverständlich machen«. »Das Wort ›deutsch‹«, so schreibt er, »findet sich in dem Zeitwort ›deuten‹ wieder: ›deutsch‹ ist demnach, was uns *deutlich* ist, somit

13 Vgl. Knape, Joachim: »Humanismus, Reformation, deutsche Sprache und Nation«, in: Gardt: *Nation*, S. 103-138, hier: S. 113ff.

14 Siehe Heinz, Thomas: »Sprache und Nation. Zur Geschichte des Wortes *deutsch* vom Ende des 11. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts«, in: Gardt: *Nation*, S. 47-101, hier: S. 95.

15 Vgl. Jakobs: »Diot«, S. 7-46 und Heinz: »Sprache«, S. 47-101. Erst um 1000 beginnt man die Gemeinsamkeit der vier das ostfränkische Reich tragenden Völker – Franken, Sachsen, Bayern und Schwaben – mit den ursprünglich reinen Sprachbezeichnungen »theodiscus« oder »teutonicus« zu umschreiben. Eike von Repgow bezeichnet 1220 diese Völker, auf denen das Reich basiert, schließlich als »die Deutschen«; siehe ebd., S. 49. Einen energischen Schub in der Entwicklung des Begriffs und Namens »deutsch« über die Sprachbezeichnung hinaus bewirkte der Streit zwischen Papst Gregor VII. und Heinrich IV. Dieser wird vom Papst 1074 als »Rex Teutonicorum« bezeichnet, um damit seinen Anspruch auf das christlich-universale Kaisertum zu verweigern, seinen Herrschaftsanspruch also zu partikularisieren. Heinrich IV. selber bezeichnete sich jedoch als »Rex Romanorum«, worin sich der (bis weit in die Neuzeit erhobene) Anspruch der ›Deutschen‹ ausdrückt, das Imperium Romanum zu tragen. Um 1100 hat denn auch der Mönch Frutolf von Michelsberg eine Reihenfolge der römischen Kaiser und Könige aufgestellt, in der Heinrich IV. als 87. Nachfolger von Kaiser Augustus erscheint; vgl. ebd., S. 53.

das Vertraute, uns Gewohnte, von den Vätern Ererbte [...]¹⁶. Also: die Deutschen sind – wie diese Selbstbezeichnung zum Ausdruck bringt – zuallererst eine Sprachgemeinschaft. Bemerkenswerterweise ist jene Bezeichnung von den Nachbarvölkern durchaus nicht immer übernommen worden. Die Engländer oder Griechen nannten und nennen die Deutschen »Germanen«, die Franzosen oder Spanier aber nach einem einzigen Stamm »Alemannen«.

Wagner argumentiert nun, dass das ursprünglich unpolitische Wort »deutsch« umgekehrt proportional zu den tatsächlichen politischen Verhältnissen in Deutschland – dem Zerfall und Ende des »römische[n] Reich[s] deutscher Nation«¹⁷ – politisch immer mehr aufgebläht wurde. Was in der Realität fehlte, wurde gewissermaßen – aus der »uns verbliebenen glorreichen Erinnerung« an jenes Deutsche Reich – in das Wort projiziert. »Kein großes Kulturvolk ist in die Lage gekommen, sich einen phantastischen Ruhm auszubauen, wie die Deutschen« mit dem emphatischen Wertbegriff »deutsch« – einem »phantastischen Aufbau aus der Vergangenheit«. Und Wagner fährt fort: »Eigenthümlicher Weise tritt uns aus geschichtlicher Erinnerung die Herrlichkeit des deutschen Namens gerade aus derjenigen Periode entgegen, welche dem deutschen Wesen verderblich war, nämlich der Periode der Macht der Deutschen über außerdeutsche Völker.« Im »römischen Reich deutscher Nation« sei das Deutsche dem Römischen eigentlich immer subordiniert gewesen. Wagner hätte sich auf Heinrich IV. berufen können, der nicht, wie Papst Gregor VII. ihm zumutete, Rex Teutonicorum, sondern Rex Romanorum sein wollte.

Wagner redet von der »steten Ohnmacht der sogenannten deutschen Herrlichkeit«, war doch »der Begriff dieser Herrlichkeit« im Grunde ein »un-deutscher«.¹⁸ In dem Moment aber, da die Deutschen aus ihrer Subordination heraustraten und Macht über außerdeutsche Völker erlangten, schlug die Unterordnung um in Unterdrückung. »Der eigentlich Deutsche, weil er sich im Auslande nicht wohl fühlte, drückte [...] als stets Fremder auf das ausländische Volk, und auffallender Weise erlebten wir es bis auf den heutigen Tag, daß die Deutschen in Italien und in den slavischen Ländern als Bedrücker und Fremde verhaßt sind«, während sie da, wo sie – wie im Elsass – unterlegen sind, sich zu ›ducken‹ pflegen.

¹⁶ GSD, Bd. 10, S. 37.

¹⁷ Dieses und folgende Zitate in diesem Absatz in: ebd., S. 38.

¹⁸ Alle Zitate in diesem Absatz in: ebd., S. 39.

Wagners oben erwähnte Analyse wirkt im Blick auf den Imperialismus des 19. und 20. Jahrhunderts, auf Deutschheitswahn und nationalsozialistische Eroberungspolitik sowie auf das kollektive Verhalten der Deutschen (im Wechselverhältnis von Untertanen- und Unterdrückungsgeist) geradezu prophetisch. In einer ausführlichen Tagebuchaufzeichnung für Ludwig II., König von Bayern, vom 26. September 1865, also aus dem Jahr der Aufzeichnungen »Was ist deutsch?« hat Wagner betont, der Deutsche sei »nicht eroberungssüchtig, und die Begierde, über fremde Völker zu herrschen, ist undeutsch.« Deshalb verwirft er Preußens und Österreichs Herrschaft über außerdeutsche Volksgebiete, die sie um der Verteidigung derselben zwinge, »fortwährend in Waffen« zu stehen und eine »Militärkaste« auszubilden, welche »durchaus undeutsch« sei und dereinst, so prophezeit Wagner, zum »Untergang [...] der Monarchien« führen werde. Wenn aber »der deutsche Name nach keiner Seite [hin] mehr als gleichbedeutend mit Unterdrückung und Fremdherrschaft« erscheine, könnten die deutschen Staaten – und dazu seien sie berufen – die »Geschicke der Welt im Gleichgewicht« erhalten.¹⁹

War »deutsch«, so Wagners Argumentation, ursprünglich ein unpolitischer Begriff, wurde er also erst nachträglich nostalgisch politisiert, als es mit der politischen Macht Deutschlands bergab ging, so entfaltete er abseits der Politik Bedeutungsvarianten, mit denen er gewissermaßen wieder zu seinem ursprünglichen Sinn zurückkehrt.

»Mit dem Verfall der äußeren politischen Macht, d. h. mit der aufgegebenen Bedeutsamkeit des römischen Kaiserthumes, worin wir gegenwärtig [nach Wagners Überzeugung eben durchaus zu Unrecht] den Untergang der deutschen Herrlichkeit beklagen, beginnt dagegen erst die rechte Entwicklung des deutschen Wesens.«²⁰

Und Wagner verweist auf das merkwürdige Faktum, dass die deutsche Kultur erst in dem Moment zu Weltbedeutung gelangte, da nach den Verheerungen des Dreißigjährigen Krieges die »deutsche Nation« fast gänzlich erloschen war. »Deutsche Dichtkunst, deutsche Musik, deutsche Philoso-

¹⁹ Alle Zitate in diesem Absatz in: Wagner, Richard: »Tagebuchaufzeichnungen R. Wagners vom 26. September 1865«, in: Wagner, Winifred/Strobel, Otto (Hg.): *König Ludwig II. und Richard Wagner. Briefwechsel*, Bd. 4, Karlsruhe 1936, S. 29–32, hier: S. 30.

²⁰ GSD, Bd. 10, S. 39.

phie sind heut zu Tage hochgeachtet von allen Völkern der Welt«, doch der Deutsche will sich mit dieser Weltbedeutung des »deutschen Geistes« nicht zufriedengeben:²¹

»[...] in der Sehnsucht nach ›deutscher Herrlichkeit‹ kann sich der Deutsche aber gewöhnlich noch nichts anderes träumen als etwas der Wiederherstellung des römischen Reiches Ähnliches, wobei selbst dem gutmütigsten Deutschen ein unverkennbares Herrschergelüst und Verlangen nach Obergewalt über andere Völker ankommt. Er vergißt, wie nachtheilig der römische Staatsgedanke bereits auf das Gediehen der deutschen Völker gewirkt hatte.«²²

Wagner vertritt also eine dezidiert unpolitische Idee des ›Deutschen‹. Und zu ihr gehört dessen Herrschaftsfreiheit und Übernationalität – und zudem die Fähigkeit, fremde Kulturen mit der eigenen zu amalgamieren. Der »deutsche Geist« habe sich sowohl die Antike anverwandelt als auch (seit der Reformation) die christliche Religion im Geiste des »Reinmenschlichen« wiederbelebt;²³ seine größte Leistung aber ist für Wagner, dass er die Selbstgesetzlichkeit des »Schönen und Edlen« zum höchsten Prinzip erhoben habe,²⁴ die (von Kant zum ersten Mal klar definierte) Zweckfreiheit der Kunst.²⁵

Hier findet sich bereits der Gedanke, den Wagner in seinem Aufsatz »Deutsche Kunst und Deutsche Politik« (1867/68) auf eine seiner meistzitierten Formeln gebracht hat: »Deutsch sei [...]: die Sache die man treibt, um ihrer selbst und der Freude an ihr willen [zu] treiben«, in Opposition gegen alles »Nützlichkeitswesen«, das von ihm als »undeutsch« bezeichnet wird. Die »Tugend des Deutschen«, eine Sache um ihrer selbst willen zu treiben, falle aber mit dem »höchsten Prinzip der Ästhetik [seit Kant] zusammen, nach welchem nur das Zwecklose schön ist [...].«²⁶

²¹ Alle Zitate in diesem Absatz in: ebd., S. 39f.

²² Ebd., S. 40.

²³ Siehe ebd.

²⁴ Vgl. ebd., S. 48.

²⁵ Vgl. ebd., S. 51.

²⁶ Alle Zitate in diesem Absatz in: GSD, Bd. 8, S. 97.

Wagner hat freilich auch die Nachteile des politikfernen »deutschen Geistes«, der berühmten deutschen Innerlichkeit gesehen. Die »Geburtsstätte des deutschen Geistes« sei

»[...] auch der Grund der Fehler des deutschen Volkes. Die Fähigkeit, sich innerlich zu versenken, und vom Innersten aus klar und sinnvoll die Welt zu betrachten, setzt überhaupt den Hang zur Beschaulichkeit voraus, welcher im minder begabten Individuum leicht zur Lust an der Unthätigkeit, zum reinen Phlegma wird. [...] Daß aus dem Schooße des deutschen Volkes Goethe und Schiller, Mozart und Beethoven erstanden, verführt die große Zahl der mittelmäßig Begabten gar zu leicht, diese großen Geister als von Rechts wegen zu sich gehörig zu betrachten, und der Masse des Volkes mit demagogischem Behagen vorzureden, sie selbst sei Goethe und Schiller, Mozart und Beethoven. Nichts schmeichelt dem Hange zur Bequemlichkeit und Trägheit mehr, als sich eine hohe Meinung von sich beigebracht zu wissen, die Meinung, als sei man ganz von selbst etwas Großes, und habe sich, um es zu werden, gar keine Mühe erst zu geben. Diese Neigung ist grunddeutsch [...].«²⁷

Wagners Idee des Deutschen ist nicht seine Erfindung, sie rekurriert auf die Vorstellung einer deutschen Kulturnation, wie sie sich in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts herausgebildet hat und in der die alte sprachgebundene Idee der Nation fortwirkt. Die Unterscheidung der Kultur- von der Staatsnation geht vor allem auf die Definitionen von Friedrich Meinecke zurück, der in seinem Buch *Weltbürgertum und Nationalstaat* den Begriff »Kulturnation« auf Vorstellungen bezogen hat, »die vorzugsweise auf einem [...] gemeinsam erlebten Kulturbesitz beruhen«, und Staatsnation auf solche, die vorzugsweise »auf der vereinigenden Kraft einer gemeinsamen politischen Geschichte und Verfassung [...] beruhen«.²⁸ Seit dem 18. Jahrhundert sei der Begriff der Nation sowohl als Ausdruck der Stammes- und Spracheinheit (»Kulturgemeinschaft«) verwendet worden, als auch für die Gesamtheit der Reichsangehörigen (»Staatengemeinschaft«).²⁹

²⁷ Ebd., Bd. 10, S. 49.

²⁸ Vgl. Meinecke, Friedrich: *Weltbürgertum und Nationalstaat. Studien zur Genesis des deutschen Nationalstaates*, München u. Berlin ²1911, S. zf.

²⁹ Vgl. ebd., S. 21.

Die berühmteste Formulierung hat die Idee der Kulturnation in den Dis-tichen »Das deutsche Reich« und »Deutscher Nationalcharakter« aus den »Xenien« von Goethe und Schiller gefunden: »Deutschland? aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden. / Wo das gelehrt beginnt, hört das politische auf.« Und: »Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche, vergebens. / Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus.³⁰ In-tellektuelles und politisches Deutschland decken sich diesen Xenien zufolge nicht nur nicht, sie klaffen vielmehr regelrecht auseinander; ›Nation‹ im politischen Sinne können die Deutschen nicht sein, dafür haben sie eine all-gemein-menschliche Mission.

Das ›Deutsche‹ ist, so gesehen, mithin eine transpolitische, rein-geis-tige, humanistisch-weltbürgerliche Idee. In ihr gründet auch die Idee der »Weltliteratur«, die Goethe sich in seinen letzten Lebensjahren zu eigen gemacht hat.³¹ Die moderne Nationalidee entwickelte sich in Deutschland Ende des 18. Jahrhunderts mithin in engem Zusammenhang mit kosmopoliti-schen Vorstellungen. Nation wurde in erster Linie als kulturelles, nicht als politisches Phänomen aufgefasst.³² »Es ist ein armseliges kleinliches Ideal«, schreibt Schiller in seinem Brief an Gottfried Körner vom 13. Oktober 1789:

»für eine Nation zu schreiben; einem philosophischen Geist ist diese Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bey einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bey einem Fragmente (und was ist die wichtigste Nation anders?) nicht stille stehen. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als soweit ihm diese Nation oder Nationalbegebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist.³³

Thomas Mann zitiert diese Äußerung in seinem »Versuch über Schiller« (1955), um zu demonstrieren, wie wenig Schiller an der Nationalidee als sol-cher gelegen habe. Seine Abneigung, den politischen Nationalgedanken bei

³⁰ Schiller: »Xenien«, S. 267.

³¹ Vgl. hierzu Borchmeyer, Dieter: »Globalisierung und Weltliteratur – Goethes Altersfutu-rismus«, in: Remmel, Andreas/Remmel, Paul (Hg.): *Liber Amicorum. Katharina Mommsen zum 85. Geburtstag*, Bonn 2010, S. 79-92.

³² Vgl. Berdahl, Robert A.: »Der deutsche Nationalismus in neuer Sicht«, in: Winkler, Heinrich August (Hg.): *Nationalismus*, Königstein im Taunus 1978, S. 138-154, hier: S. 139.

³³ Brief von Friedrich Schiller an Gottfried Körner vom 13. Oktober 1789, in: Haufe, Eberhard (Hg.): *Schillers Werke. Nationalausgabe*, Bd. 25, Weimar 1979, S. 304.

den Deutschen zu stärken, sei Thomas Mann zufolge so weit gegangen, dass er »[patriotische] Freiheitsbegeisterung stets auf andere Völker« übertragen habe:

»[...] auf die Niederlande im *Carlos*, auf Frankreich in der *Jungfrau*, im *Tell* auf die Schweiz! Dieser große Deutsche hat dem eigenen Volk kein nationales Freiheitsdrama gedichtet, er hat ihm die Fähigkeit, zur Nation sich zu bilden, abgesprochen und seinen Deutschen empfohlen, dafür desto reiner zu Menschen sich auszubilden.«³⁴

Eine Anspielung natürlich auf das zitierte Xenion »Deutscher Nationalcharakter«. Die Mission der Deutschen, so Thomas Mann, sei für Schiller eben nicht nationale, sondern »allmenschliche Repräsentanz«³⁵ gewesen.

Für seine Feststellung, dass Schiller den Deutschen kein Nationaldrama geschrieben habe, hätte Thomas Mann sich auf Schillers eigenen Traktat »Über das Pathetische« (1796) berufen können, in dem der Autor dezidiert schreibt:

»Man hat lange geglaubt, der Dichtkunst unsers Vaterlands einen Dienst zu erweisen, wenn man den Dichtern Nationalgegenstände zur Bearbeitung empfahl. Dadurch, hieß es, wurde die griechische Poesie so bemächtigend für das Herz, weil sie einheimische Szenen malte und einheimische Taten verewigte. Es ist nicht zu leugnen, daß die Poesie der Alten dieses Umstandes halber Wirkungen leistete, deren die neuere Poesie sich nicht rühmen kann – aber gehörten diese Wirkungen der Kunst und dem Dichter? [...] Die Poesie soll [...] nicht auf den Staatsbürger in dem Menschen, sondern auf den Menschen in dem Staatsbürger zielen.«³⁶

Die Kultur von Weimar ist in ihrer Kernphase – dem Dezennium der Freundschaft Goethes und Schillers – eine glückliche Insel im von Revolution und

³⁴ Mann, Thomas: »Versuch über Schiller«, in: Ders.: *Reden und Aufsätze 1* (Gesammelte Werke in dreizehn Bänden 9), Frankfurt a.M. ³1990, S. 870–951, hier: S. 923.

³⁵ Ebd.

³⁶ Schiller, Friedrich: »Über das Pathetische«, in: Riedel, Wolfgang (Hg.): *Friedrich Schiller. Erzählungen. Theoretische Schriften* (Friedrich Schiller. Sämtliche Werke 5), München u. Wien 2004, S. 512–537, hier: S. 534.

Krieg erschütterten Europa gewesen. Sie ist kaum ohne den geschichtlichen Rahmen der zehn Friedensjahre begreiflich, welche Weimar durch den Vertrag von Basel 1795 vergönnt waren. Dieser Vertrag garantierte dem Herzogtum auf einige Jahre einen neutralen Status.³⁷ Die zehn Jahre der Neutralität boten den politischen Stimmungshintergrund für die weltbürgerliche Kultur Weimars, der spätestens 1806 zerfiel. Doch schon der Aufstieg Napoleons, der von ihm diktierte Frieden von Lunéville, der mit dem Eingriff in die territoriale Integrität des Reichs (im Zuge der Abtretung des linken Rheinufers) dessen Auflösung vorbereitete, bedeutete einen Stimmungsumschwung, der auch in Weimar neue nationale Obertöne im weltbürgerlichen Stimmengeflecht hörbar werden ließ.

Das bemerkenswerteste Zeugnis dafür ist Schillers Gedichtfragment »Deutsche Größe«, das sich auf die politische Situation nach dem Frieden von Lunéville bezieht, der den Zerfall des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation einleitete. »Darf der Deutsche«, so fragt Schiller zu Beginn des Prosaentwurfs zu diesem Gedicht:

»in diesem Augenblicke wo er ruhmlos aus seinem tränenvollen Kriege geht,
wo zwey übermuthige Völker [Frankreich und England] ihren Fuß auf seinen
Nacken setzen, und der Sieger sein Geschick bestimmt – darf er sich fühlen?
Darf er sich seines Nahmens rühmen und freun? Darf er sein Haupt erheben
und mit Selbstgefühl auftreten in der Völker Reihe?«³⁸

Schillers Antwort: »Ja er darf!« Denn durch den politischen Niedergang hat er doch nichts von dem, was eigentlich »seinen Werth ausmacht«, verloren. »Deutsches Reich und deutsche Nation sind zweierlei Dinge«³⁹, so Schiller lakonisch.

Hier sind Staats- und Kulturnation bereits klar getrennt. Für Friedrich Meinecke ist in seinem Buch *Weltbürgertum und Nationalstaat*, dessen Erstauflage fünf Jahre nach der Entdeckung des Schiller'schen Fragments

³⁷ Vgl. dazu Tümmeler, Hans: »Der Friede des klassischen Weimar. Wege und Erfolge weimarisches Friedensbemühens am Beginn der hohen Klassik 1795/96. Ein Nachspiel zum Frieden von Basel«, in: Ders.: *Goethe in Staat und Politik. Gesammelte Aufsätze*, Köln 1964, S. 104-131 sowie Ders.: *Carl August von Weimar, Goethes Freund. Eine vorwiegend politische Biographie*, Stuttgart 1978, S. 112-122.

³⁸ Suphan: *Deutsche Größe*, S. 5.

³⁹ Ebd.

erschienen ist (1907), das letztere denn auch ein wichtiges bestätigendes Quellendokument für seine Typologie.⁴⁰ »Abgesondert von dem politischen hat der Deutsche sich einen eigenen Werth gegründet und wenn auch das *Imperium* unterginge, so bliebe die deutsche Würde unangefochten.«⁴¹ Später heißt es, nunmehr schon in Versen: »Stürzte auch in Kriegesflammen / Deutschlands Kaiserreich zusammen, / Deutsche Größe bleibt bestehn.«⁴² Aus dem letzten Vers hat Suphan den (nicht authentischen) Titel des Fragments abgeleitet. Und noch später lesen wir: »Zerging' in Dunst / das heil'ge röm'sche Reich, / uns bliebe gleich / die heil'ge deutsche Kunst!«⁴³

Das aber steht nicht mehr in Schillers Fragment, sondern am Schluss von Wagners *Meistersingern*. Wäre der Gedichtentwurf von Schiller nicht erst lange nach Wagners Tod ans Licht getreten, so würde man sofort vermuten, dass er die Quelle für die so nahe verwandten Aufzeichnungen »Was ist deutsch?« und den Schluss der *Meistersinger* gewesen ist.

Der Schiller-Kenner Wagner hat freilich ein anderes Gedicht Schillers: »Die deutsche Muse« (1803), dessen Grundgedanken sich schon in dem früheren Gedichtentwurf finden, in seinem Traktat »Deutsche Kunst und Deutsche Politik« zitiert und mit einem eingehenden historischen Kommentar versehen.⁴⁴ Die »deutsche [...] Kunst«, so Schiller, ward nie »gepflegt vom Ruhme, / Sie entfaltete die Blume / Nicht am Strahl der Fürstengunst. / [...] Rühmend darfs der Deutsche sagen, / Höher darf das Herz ihm schlagen: / Selbst erschuf er sich den Wert.«⁴⁵ Im Entwurf »Deutsche Größe« hieß es: »Die Majestät des Deutschen ruhte nie auf dem Haupt seiner Fürsten«⁴⁶, die sich ja viel mehr an der romanischen, zumal französischen Zivilisation und Sprache orientierten. Wagner redet in seinem Kommentar zu Schillers Gedicht »Die deutsche Muse« deshalb von einer »wahrhaftigen Entfremdung zwischen dem Geiste des deutschen Volkes und dem Geiste seiner Fürsten«⁴⁷.

⁴⁰ Vgl. Meinecke: *Weltbürgertum*, S. 54ff.

⁴¹ Suphan: *Deutsche Größe*, S. 5.

⁴² Ebd., S. 7.

⁴³ GSD, Bd. 7, S. 271.

⁴⁴ Vgl. ebd., Bd. 8, S. 33f.

⁴⁵ Schiller, Friedrich: »Die deutsche Muse«, in: Meier: *Gedichte. Dramen* 1, S. 214.

⁴⁶ Suphan: *Deutsche Größe*, S. 5.

⁴⁷ GSD, Bd. 8, S. 34.

Die »deutsche Würde«, so Schiller in seinem Gedichtentwurf, »ist eine sittliche Größe, sie wohnt in der Kultur und im *Charakter* der Nation, der von ihren politischen Schicksalen unabhängig ist.«⁴⁸ Und »indem das politische Reich wankt hat sich das geistige immer fester und vollkommener gebildet.«⁴⁹ Äußerungen wie diese sind durchaus repräsentativ für die idealistische Epoche. So bemerkt etwa Wilhelm von Humboldt anderthalb Jahrzehnte später in seiner Schrift »Über die Behandlung der Angelegenheiten des Deutschen Bundes durch Preußen«, 30. September 1816, eine zentrale deutsche Staatsgewalt sei durchaus von Übel.

»Niemand könnte dann hindern, dass nicht Deutschland [...] auch ein erobernder Staat würde, was kein ächter Deutscher wollen kann; da man bis jetzt wohl weiss, welche bedeutende Vorzüge in geistiger und wissenschaftlicher Bildung die deutsche Nation, so lange sie keine politische Richtung nach aussen hatte, erreicht hat, aber es noch unausgemacht ist, wie eine solche Richtung auch in dieser Rücksicht wirken würde.«⁵⁰

Die Idee des Nationalen, des ›Deutschen‹, hatte, wie das Beispiel Goethes und Schillers zeigt, noch durchaus weltbürgerliche Implikationen; das Identitätsstiftende war die Idee des Übernational-Reinmenschlichen: Weltkultur statt Staatsnation. Schon in Schillers Gedichtfragment »Deutsche Größe« oder Fichtes »Reden an die deutsche Nation« – und erst recht in Wagners Essay »Was ist deutsch?« – verschiebt sich allerdings allmählich die Idee weltkultureller Bedeutung des ›Deutschen‹ zu der »Vorstellung von Kultur als Inbegriff des Deutschen«: die Deutschen sollen nicht nur als *eine*, sondern als *die* Kulturnation schlechthin gelten,⁵¹ bei Schiller und auch noch bei Fichte freilich immer mit universalistischem Auftrag. Der weltbürgerliche

⁴⁸ Suphan: *Deutsche Größe*, S. 5.

⁴⁹ Ebd.

⁵⁰ Humboldt, Wilhelm von: »Über die Behandlung der Angelegenheiten des Deutschen Bundes durch Preußen«, in: Flitner, Andreas/Giel, Klaus (Hg.): *Wilhelm von Humboldt. Schriften zur Politik und zum Bildungswesen* (Wilhelm von Humboldt. Werke in fünf Bänden 4), Stuttgart 1964, S. 347-417, hier: S. 374.

⁵¹ Vgl. Glaser, Hermann: »Deutschland? Aber wo liegt es?... Zur Idee und Ideologie der ›Kulturnation‹«, in: Brehm, Thomas/Hermann, Matthias (Hg.): *Was ist deutsch? Aspekte zum Selbstverständnis einer grübelnden Nation. Beiträge zur Tagung im Germanischen Nationalmuseum am 20. und 21. November 2005*, Nürnberg 2006, S. 41-50, hier: S. 45.

Aspekt sollte jedoch seit den Freiheitskriegen mehr und mehr aus der Kulturstaatsidee verschwinden, sodass die kulturelle Identität schließlich – im Verlauf des 19. Jahrhunderts – nur mehr »Residualgestalt und Vorbereiter«⁵² einer wiederzugewinnenden politischen Identität wurde.

Schillers Fragment »Deutsche Größe« gerät schon in die gefährliche Nähe dieses Umschlags von geistiger in politische ›Herrschaft‹. »Dem der den Geist bildet, beherrscht, / muß zuletzt die Herrschaft werden«⁵³, heißt es da. Gewiss, der Begriff der Herrschaft ist hier noch metaphorisch zu verstehen, meint nicht politisch-militärische Macht. Im Gegenteil: »Das ist nicht des Deutschen Größe / Obzusiegen mit dem Schwert, / In das Geisterreich zu dringen / Vorurteile zu besiegen / [...] / Männlich mit dem Wahn zu kriegen / Das ist seines Eifers wert.«⁵⁴

Mission des Deutschen ist es also nicht, das Schwert zu bringen, sondern die Werte und Zielvorstellungen der Aufklärung zu verwirklichen, ein Werk, das die Deutschen mit der Reformation auf epochale Weise begonnen haben: »Wahrheit«, »Freiheit der Vernunft«, Sieg derselben über Gewalt, über Vorurteile und jeglichen – obskuranistischen – »Wahn«, Befreiung der »Geister« und »alle[r] Völker« von ihren Ketten und vor allem »die Menschheit die allgemeine in sich zu vollenden und das schönste was bei allen Völkern blüht, in einem Kranze zu vereinen«. Also: das Deutsche als Summe des Allgemeinmenschlichen und der Weltkultur, des »Geist[es] der Welten«. Dazu prädestiniert den Deutschen seine geographische Lage im Herzen Europas; in Schillers Prosaversen lautet das: »Ihm ist das Höchste bestimmt, und so wie er in der Mitte von *Europens* Völker sich befindet, so ist er der Kern der Menschheit, jene sind die Blüte und das Blatt.«⁵⁵

Und nun entwickelt Schiller gar von der deutschen Sprache her, die aufgrund ihres universalen Ausdrucksvermögens dazu bestimmt sei, »die Welt [zu] beherrschen«⁵⁶, einen chiliastischen Nationalmythos. Der Deutsche sei:

»[...] erwählt von dem Weltgeist, während des Zeitkampfs an dem ewgen Bau der Menschenbildung zu arbeiten, zu bewahren was die Zeit bringt,

⁵² Ebd., S. 46.

⁵³ Suphan: *Deutsche Größe*, S. 5.

⁵⁴ Ebd., S. 6.

⁵⁵ Alle Zitate in diesem Absatz in: ebd., S. 7.

⁵⁶ Ebd., S. 6.

Daher hat er bisher Fremdes sich angeeignet und es in sich bewahrt, Alles was schätzbares bei andern Zeiten und Völkern aufkam, mit der Zeit entstand und schwand, hat er aufbewahrt es ist ihm unverloren, die Schätze von Jahrhunderten.«⁵⁷

Das gemahnt nicht nur an Goethes Idee der Weltliteratur und Wagners Vorstellung von der Amalgamierung fremder Kulturen in und mit der deutschen, sondern zumal an Hegels Idee des »absoluten Wissens«, in dem alle bisherigen Gestalten des Bewusstseins ›aufgehoben‹ sind. Während für Hegel jedoch das Ziel der Geschichte des Geistes erreicht ist, verlegt Schiller das »absolute Wissen« in die letzte Phase der Geschichte: »Jedes Volk hat seinen Tag in der Geschichte, doch der Tag des Deutschen ist die Aernte der ganzen Zeit«⁵⁸. Oder in Versen:

»Jedem Volk der / Erde (scheint) glänzt / Einst / (Glänzt) sein Tag in / der Geschichte, /
 Wo es strahlt im / höchsten Lichte / Und mit hohem Ruhm / sich kränzt, /
 Doch des Deutschen / Tag wird scheinen (kommen) / Wenn der Zeiten / Kreis
 sich füllt.«⁵⁹

Die Deutschen sind also für Schiller das eschatologische Volk, ihre Sprache wird die Welt- und Endzeitsprache sein, gewissermaßen die allen verständliche pfingstliche Sprache des Geistes, welche die babylonische Sprachenverwirrung überwindet. Deutschland ist Utopia. »[...] sie sind von Vorgestern und von Übermorgen, – sie haben noch kein Heute«⁶⁰ wird Nietzsche in *Jenseits*

57 Ebd., S. 7f.

58 Ebd., S. 8. Zu dieser Verkündigung Schillers bemerkt Helmuth Plessner: »Die letzten Unruhemomente in der Dynamik der Idee sind verschwunden und getilgt. Auf ihnen beruhte Geschichte, und so kann es ›Geschichte‹ in Zukunft nicht mehr geben. Der Mensch steht an der Schwelle eines zukunftslosen Stillstandes, da ihm zu tun nichts mehr übrig bleibt.«, siehe Plessner, Helmuth: »Die Verfallsstufen des christlichen Zeitbewußtseins. Metamorphose und Auflösung des geschichtlichen Weltbildes«, in: Ders.: *Die verspätete Nation. Über die politische Verführbarkeit bürgerlichen Geistes*, Stuttgart u. a. 1974, S. 103-118, hier: S. 111.

59 Suphan: *Deutsche Größe*, S. 8.

60 Friedrich Nietzsche: »Jenseits von Gut und Böse«, in: Colli, Giorgio/Montinari, Mazzino (Hg.): *Friedrich Nietzsche. Jenseits von Gut und Böse. Zur Genealogie der Moral* (Friedrich Nietzsche, 1886), hrsg. von Giorgio Colli und Mazzino Montinari, Berlin 1994, S. 11.

von *Gut und Böse* anlässlich des Vorspiels zu Richard Wagners musikalischer Komödie *Die Meistersinger von Nürnberg* über die Deutschen sagen.

Wagner wird – etwa in seinem Traktat »Zukunftsmusik« (1860), wo er unmittelbar auf die übernationalen Bestrebungen Goethes und Schillers verweist – jene »allgemein verständliche, jeder Nation zugängliche«⁶¹ Sprache schließlich nicht mehr als eigentliche Sprache verstehen, die für andere Nationen doch immer auf Übersetzung angewiesen ist, sondern sie mit der universalen ›Sprache‹ der Musik identifizieren, mit der deutschen Musik, die ihrerseits sprachgezeugt, vom deutschen Sprachcharakter bestimmt ist.⁶²

Schiller hat sein Gedichtfragment von »deutscher Größe« nicht vollendet, geschweige denn etwas davon veröffentlicht. Es blieb ein volles Jahrhundert unbekannt. Auffallend ist gleichwohl, dass seit Beginn des 19. Jahrhunderts, unter dem Eindruck des politischen Niedergangs des deutschen Reichs – aus einer kulturellen Opposition gegen diesen Niedergang – die nationale Idee in seinen zuvor rein weltbürgerlichen Kosmos eindringt.

Thomas Mann hat sich in seinem »Versuch über Schiller« mit Schillers Fragment »Deutsche Größe« – und seinem Kerngedanken der Erwählung des Deutschen durch den »Weltgeist«, den großen Prozess der Zeit zu gewinnen und die Ernte der Geschichte einzutragen – eindringlich auseinandersetzt. Dieser Kerngedanke, so Thomas Mann, so weltbürgerlich er sich gibt, »[ist] auch Nationalismus [...], sublimiert und in höchster Potenz«⁶³. Er erinnert ihn an die Puschkin-Rede des glühenden Schillerianers Fjodor Dostojewski aus dem Jahre 1880, welche dem Russentum mit fast denselben Worten die gleiche Berufung zuschreibe: »das Streben nach Allweltlichkeit und Allmenschlichkeit«⁶⁴. Wie Schiller in »Deutsche Größe« betont auch Dostojewski, dass diese Allweltlichkeit »keine mit dem Schwerte erkämpfte«⁶⁵ sei. Thomas Mann geht so weit zu behaupten, dass die »Idee

sche. Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden 5), München 1999, S. 9–243, hier: S. 180.

61 GSD, Bd. 7, S. 95.

62 Vgl. ebd.

63 Mann: »Versuch«, S. 923.

64 Ebd.

65 Ebd., S. 924.

russisch-nationaler Berufung zur Menschheitsrepräsentanz [...] eine ›Übertragung, daß sie deutsch ist und von Schiller stammt.‹⁶⁶

In dem wohl anspruchsvollsten Versuch, die deutsche Identitätssuche – bis weit zurück in der Geschichte und vor dem Hintergrund ihres endlichen apokalyptischen Absturzes – nachzuzeichnen: in Erich von Kahlers *Der deutsche Charakter in der Geschichte Europas* (1937), ist Schillers »Deutsche Größe« ein Mustertext für die aus dem »Negativ-Gefühl von Deutschheit«, dem »gemeinsame[n] Gefühl von einem besonders deutschen Mangel«, ja aus der »eigentlich deutschen Not« aufblühenden, alle Negativität transzendierenden »deutsche[n] Prophetie«⁶⁷. Der große jüdische Gelehrte, dessen Buch Thomas Manns Ansichten des Deutschtums tiefgreifend beeinflusst hat, scheut sich nicht, die deutsche mit der Prophetie des Alten Testaments zu vergleichen. Die »Umkehrung des Elends [führe] zu einem umso höheren Aufstieg«, zum Gefühl der »Auserwählung«. Eine solche Prophetie entstehe nur »in leidenden Völkern«; seit Israel gab es darum erst in Deutschland wieder Propheten, und nach ihm in Rußland⁶⁸ (siehe Dostojewski). In dieser Prophetie sei »damals einen zeitlosen Augenblick lang ein Deutschland angerührt [gewesen], das seinen eigenen, weither angelegten Sinn und den Europas zugleich hätte erfüllen können...«⁶⁹. Eine verlorene und für Kahler 1937 auf immer verspielte Chance, die Geschichte der Deutschen, deren eigentliche Mission – so seine Kardinalthese – von jeher die Vereinigung von Deutschtum und Europa gewesen sei, in das ihr eigentlich bestimmte Lot zu bringen.

Die deutsche Prophetie besteht nach Kahler in der Weissagung der »Eignung der Deutschen zum Austrag eines unmittelbar universalen neuen Menschentums«. Die »Jahre des schwersten äußern Drucks« seien »im Innern erfüllt von Weissagungen einer besonderen deutschen Berufenheit«, einer »deutschen Auserwählung«. Seien die anderen Nationen »instinkтив von sich überzeugt, so müssen die Deutschen sich erst selbst von sich überzeugen.« Und nun konstatiert Kahler unter unmittelbarer Beziehung auf Schillers »Deutsche Größe«, die deutsche Prophetie setze »den Ruhm der

⁶⁶ Ebd.

⁶⁷ Alle Zitate in diesem Satz in: Kahler, Erich von: *Der deutsche Charakter in der Geschichte Europas*, Zürich 1937, S. 145ff.

⁶⁸ Alle Zitate in den letzten zwei Sätzen in: ebd., S. 96.

⁶⁹ Ebd., S. 149.

Deutschheit an ein Zukunftsende der gemeinmenschlichen Zeit, an einen jüngsten, nicht [wie andere Nationen, die ihre Identität aus dem Rekurs auf mythisch-primordiale Ereignisse oder ein Siglo de oro gewinnen] an einen ältesten Tag und sehen ihn in der langen opferreichen Mühe einer höchst bewußten, wissenschaftlichen Sammlung alles je dagewesenen Menschentums zu einem höchsten Einklang«.⁷⁰

Kahler schlägt hier eine Brücke von Schillers Gedichtfragment zu Fichtes politischen Fragmenten von 1813. Hier werde die »Auserwählung der Deutschen empfunden als Beruf zur endlichen Befriedung, Gesamtbefreiung durch Gesamtbinding – zunächst exemplarisch ihrer selbst und dann Europas«⁷¹. Die Deutschen, so Fichte,⁷² seien durch die geschichtlichen Umstände »bisher gehindert« gewesen, »Deutsche zu werden: ihr Charakter liegt in der Zukunft: – jetzt besteht er in der Hoffnung einer neuen und glorreichen Geschichte.« Diese aber wird in ihrem »Nationalcharakter« gründen, dessen »merkwürdig[r] Zug« ihre »Existenz ohne Staat und über den Staat hinaus, ihre rein geistige Ausbildung« ist. (Daher ihre »gewaltige Assimulationskraft für den Ausländer«, sofern er Gelehrter, Denker oder Dichter ist.) Ein klares Bekenntnis Fichtes zum deutschen Kulturstaat und seiner universalistischen Ausrichtung. »Da wird nun tiefer zu unterscheiden seyn das *Nationale*, was nur durch den Staat gebildet wird (und seine Bürger darin verschlingt), und dasjenige, welches über den Staat hinausliegt.« Wenn der »Einheitsbegriff des deutschen Volkes [...] noch gar nicht wirklich«, sondern ein »Postulat der Zukunft« ist, so wird er doch – sollte dieses Postulat einmal eingelöst sein – »nicht irgend eine gesonderte Volkseigenthümlichkeit zur Geltung bringen, sondern den Bürger der Freiheit verwirklichen.« Die Deutschen sind »berufen, und dazu da im ewigen Weltplane«, einen Staat »von der ausgebildeten *persönlichen* Freiheit« her zu entwickeln. Sie muss »vor allem Staate« gesichert und dieser in ihr aufgehoben sein. So aber werde »ein wahrhaftes Reich des Rechts« entstehen:

⁷⁰ Alle Zitate in diesem Absatz in: ebd., S. 147.

⁷¹ Ebd., S. 148.

⁷² Alle weiteren Zitate bis zur nachfolgenden Fußnote in: Fichte, Johann Gottlieb: »Aus dem Entwurfe zu einer politischen Schrift im Frühlinge 1813«, in: Fichte, Immanuel Hermann (Hg.): *Johann Gottlieb Fichte's sämtliche Werke. Dritte Abtheilung. Populärphilosophische Schriften. Zweiter Band. Zur Politik, Moral und Philosophie der Geschichte* (Johann Gottlieb Fichte's sämtliche Werke 7), Berlin 1846, S. 546-573, hier: S. 571ff.

»[...] wie es noch nie in der Welt erschienen ist, in aller der Begeisterung für Freiheit des Bürgers, die wir in der alten Welt erblicken, ohne Aufopferung der Mehrzahl der Menschen als Sklaven, ohne welche die alten Staaten nicht bestehen könnten: für Freiheit, gegründet auf Gleichheit alles dessen, was Menschengesicht trägt. Nur von den Deutschen, die seit Jahrtausenden für diesen grossen Zweck da sind, und ihm langsam entgegenreifen; – ein anderes Element für diese Entwicklung ist in der Menschheit nicht da.«

Erich Kahler bemerkt dazu 1937: »Solche Weissagung wie diese von Fichte und die oben zitierte von Schiller, die heutige Europäer nur mit der tiefsten und bittersten Trauer lesen können, solche Weissagung war um die Jahrhundertwende, wie immer mannigfach variiert und abgestuft, allenthalben von den führenden Geistern zu hören.«⁷³ Und er verweist noch auf Heines Vorwort zu *Deutschland, ein Wintermärchen* (1844), »in dem das jüdische und das deutsche messianische Gesicht zusammenfließen«⁷⁴ und die Formel von der Erlösung des Erlösers auftaucht (die Richard Wagner später an den Schluss seines *Parsifal* setzen wird). Heine sieht es mit einer Mischung aus Ernst und Ironie als die weltgeschichtliche Mission der Deutschen an, mit den Franzosen, den »beiden auserwählten Völkern der Humanität«⁷⁵, um deren Krone zu ringen:

»[...] wenn wir den Gott, der auf Erden im Menschen wohnt, aus seiner Erniedrigung retten, wenn wir die Erlöser Gottes werden, wenn wir das arme, glückenterbte Volk und den verhöhnten Genius und die geschändete Schönheit wieder in ihre Würde einsetzen, wie unsere großen Meister gesagt und gesungen, und wie wir es wollen, wir, die Jünger – ja, nicht bloß Elsaß und Lothringen, sondern ganz Frankreich wird uns alsdann zufallen, ganz Europa, die ganze Welt – die ganze Welt wird deutsch werden! Von dieser Sendung und Universalherrschaft Deutschlands träume ich oft, wenn ich unter Eichen wandle. Das ist *mein Patriotismus*.«⁷⁶

73 Kahler: *Charakter*, S. 148f.

74 Ebd., S. 149.

75 Heine, Heinrich: »Kommentar zu ›Deutschland. Ein Wintermärchen‹«, in: Atkins, Stuart (Hg.): *Heinrich Heine. Werke*, Bd. 2, München 1978, S. 1175-1202, hier: S. 1178.

76 Ebd., S. 1178f.

Die Deutschen erscheinen, ob bei Fichte, ob bei Wagner oder anderen Enkomiasten des ›Deutschen‹ immer wieder als die »homines maxime homines«⁷⁷. Alban Berg hat dementsprechend die Formel von einer Zukunfts-Musik geprägt, »die deutsch und daher [!] – wie keine – allgemein gültig ist«⁷⁸. Das Deutsche als das Allgemeingültige in der Musik: Dieses Argumentationsmuster zieht sich durch die Musikästhetik vom 18. bis zum 20. Jahrhundert. Bei niemandem ist dies deutlicher ausgeprägt als bei Richard Wagner.

Wie aber verträgt sich diese Idee der Allgemeingültigkeit mit der vermeintlich teutomanischen Tendenz der *Meistersinger von Nürnberg*? Diese stehen in unverkennbarem Zusammenhang mit Wagners Reflexionen über die Frage »Was ist deutsch?«. Zumal die so heftig umstrittene Schlussansprache von Hans Sachs – »Verachtet mir die Meister nicht / und ehrt mir ihre Kunst«⁷⁹ – eine indirekte Antwort auf diese Frage ist. Die Kunst blieb, da die Meister sie – gemäß dem von Wagner in »Deutsche Kunst und Deutsche Politik« betonten »höchsten Prinzipen der Ästhetik«⁸⁰ – »grad' recht nach ihrer Art«⁸¹, mithin als Selbstzweck gepflegt haben, im Drange selbst schlimmer Zeiten »deutsch und wahr«⁸². Sie wurde eben um ihrer selbst willen getrieben: Wagners Definitionsmerkmal des ›Deutschen«.⁸³

Nun aber folgt jene berüchtigte Passage, bei der selbst eingefleischte Wagnerianer im verdunkelten Bayreuther Zuschauerraum bisweilen am liebsten unter ihren Klappstitz rutschen würden:

»Habt Acht! Uns drohen üble Streich': –
zerfällt erst deutsches Volk und Reich,
in falscher wälscher Majestät
kein Fürst bald mehr sein Volk versteht;
und wälschen Dunst mit wälschem Tand

77 Henckmann, Wolfhart (Hg.): *Helmut Kuhn. Schriften zur Ästhetik*, München 1966, S. 74.

78 Hilmar, Rosemary (Hg.): *Alban Berg 1885-1935. Ausstellung der Österreichischen Nationalbibliothek. Prunksaal. 23. Mai-20. Oktober 1985*, Wien 1985, S. 188 (Brief an Joseph Haas vom 17. Mai 1933).

79 GSD, Bd. 7, S. 270.

80 Ebd., Bd. 8, S. 97.

81 Ebd., Bd. 7, S. 270.

82 Ebd.

83 Vgl. ebd., Bd. 8, S. 97.

sie pflanzen uns in's deutsche Land.
 Was deutsch und ächt wüßt' keiner mehr,
 lebt's nicht in deutscher Meister Ehr'.⁸⁴

Das ›Deutsche‹ wirkt hier so eingezäunt, so abgekapselt von allem Fremden, lässt so wenig spüren vom Geiste der Universalität und Allgemeinmenschlichkeit, die Goethe und Schiller – und gerade auch Wagner in seinen zuvor von uns zitierten Essays – für das Spezifikum des ›Deutschen‹ hielten, dass der aggressive Nationalismus, der sich zumal nach dem Ersten Weltkrieg auf diese Schlussansprache berief, zumindest nicht ganz unverständlich ist. Die Schlussansprache Sachsens scheint mit ihrem exklusiven Begriff des Deutschen in schwer begreiflichem Widerspruch zu den zahlreichen Äußerungen Wagners zu stehen, die das Deutsche gerade als inklusive Größe, als ›universelle Richtung‹, als Tendenz bestimmt haben, sich das Fremde zu eignen zu machen und alle nationale Beschränktheit zugunsten des Reinherrlichen aufzuheben.

Doch betrachtet man jene Passage einmal ganz nüchtern, dann könnte man auf sie – und hier mit größerem Recht – das berühmte Wort anwenden, das Mark Twain auf Wagners Musik gemünzt hat: Sie ist besser als sie klingt. Mit der »falschen wälschen Majestät«, die da »wälschen Dunst mit wälschem Tand« ins deutsche Land pflanzt, ist, wie schon Herfried Münkler nachdrücklich betont hat,⁸⁵ niemand anderes gemeint als der des Deutschen unkundige Karl V. – der Nachfolger Maximilians I., in dessen Ära die *Meistersinger* spielen – mit seinem Gefolge spanischer und italienischer Ratgeber, über den Wagner in seinem Traktat »Was ist deutsch?« schreibt: Das »unermeßliche Unglück Deutschlands« sei es gewesen, dass genau zu jener Zeit, da mit der Reformation die historische Stunde des ›deutschen Geistes‹ kam:

»[...] das richtige Staatsinteresse der deutschen Völker dem Verständnis eines Fürsten zugemuthet blieb, welcher dem deutschen Geiste völlig fremd [...] war: Karl V., König von Spanien und Neapel, erblicher Erzherzog von Öster-

⁸⁴ Ebd., Bd. 7, S. 270.

⁸⁵ Vgl. Münkler, Herfried: »Kunst und Kultur als Stifter politischer Identität. Webers *Freischütz* und Wagners *Meistersinger*«, in: Danuser, Hermann/Münkler, Herfried (Hg.): *Deutsche Meister – böse Geister? Nationale Selbstfindung in der Musik*, Schliengen 2001, S. 45–60, hier: S. 55f.

reich, erwählter römischer Kaiser und Oberherr des deutschen Reiches, mit dem Gedanken der Aneignung der Weltherrschaft, die ihm zugefallen wäre, wenn er Frankreich wirklich hätte bezwingen können, hegte für Deutschland kein anderes Interesse, als dasjenige, es seinem Reiche als fest gekittete Monarchie, wie es Spanien war, einzuverleiben. An seinem Wirken zeigte sich zuerst das große Ungeschick, welches in späterer Zeit fast alle deutschen Fürsten zum Unverständniß des deutschen Geistes verurtheilte [...].«⁸⁶

Das wirkt wie ein Kommentar zur Schlussansprache Hans Sachsens in den *Meistersingern*. »Weltherrschaft« und uneingeschränkte Macht sind das Ziel Karls V.; sie aber sind für Wagner das Undeutsche schlechthin, denn das eigentlich Deutsche besteht für ihn in einer herrschaftsfreien Kulturhoheit. »Somit ist der Deutsche nicht eroberungssüchtig, und die Begierde, über fremde Völker zu herrschen, ist undeutsch.« So die bereits zitierte Tagebuchaufzeichnung Wagners für König Ludwig II. vom 26. September 1865,⁸⁷ also aus dem Jahr der Aufzeichnungen über die Frage »Was ist deutsch?«, drei Jahre nach der Fertigstellung des Textbuchs der *Meistersinger*.

Es sollte wirklich so kommen, wie Wagners Sachs am Ende der maximilianischen Ära prophezeit: dass »kein Fürst bald mehr sein Volk versteht«. Allein die »deutschen Meister« haben jenen deutschen Charakter bewahrt und überliefert, wie Sachs dem Ritter Walther von Stolzing einschärft. Bürger waren es, die den »deutschen Geist« gerettet haben, während der Adel ihn lange genug verraten hat. Walthers Bildungsweg, seine »Konversion« zur bürgerlichen Kultur – wie eng sie ihm auch immer erscheinen mag – verhält sich umgekehrt proportional zur bevorstehenden geschichtlichen Entwicklung: der Verachtung des Bürgertums von Seiten des Adels bis hin zur sprachlichen Abgrenzung von ihm. Was der Adel von seinen großzügigeren Lebensformen her für das Bürgertum im Sinne einer gemeinsamen Kultur hätte leisten können, aber durch seine Fremdorientierung an romanischer Sprache und Kultur nach der maximilianischen Ära eben nicht mehr leisten wird, das verkörpert Walther von Stolzing, indem er die bürgerliche Enge der Meistersingerzunft durchstößt, den Horizont für eine innovative Kunst aufreißt, in der das Alte und das Neue, Bürgerlichkeit und Adelskultur, die notwendige Enge traditionell-handwerklicher Kunstabübung und die Weite improvisatorischer Freiheit

⁸⁶ GSD, Bd. 10, S. 41f.

⁸⁷ Vgl. Wagner/Strobel: *König Ludwig II. und Richard Wagner. Briefwechsel*, Bd. 4, S. 30.

wahrhaft eine Ehe eingehen – wie der Ritter Walther mit dem Bürgermädchen Eva.⁸⁸ Vor diesem historischen oder historisierenden Hintergrund ist die Schlussansprache Sachsens wirklich weit besser als sie in unseren Ohren heute klingt. Die Schlussansprache von Hans Sachs gipfelt in den schon angeführten Versen:

»[...] zerging' in Dunst
das heil'ge röm'sche Reich,
uns bliebe gleich
die heil'ge deutsche Kunst!«⁸⁹

Wagner hat sie erst in der Situation der scheiternden Revolution von 1848/49 (in noch etwas anderer Gestalt) mit Bleistift in dem Marienbader Entwurf der *Meistersinger* von 1845 nachgetragen.⁹⁰ Wohl ein Signal der Resignation nach dem Zerbrechen der Hoffnungen auf eine Wiedergeburt des Deutschen Reichs. Nun blieb es wiederum der deutschen Kunst vorbehalten, nationale Identität herzustellen. Was zunächst Züge der Resignation tragen mag, wird freilich gut ein Jahrzehnt später in der ausgeführten Oper emphatisches Bekenntnis zur deutschen Kulturnation. Wagner hat da in Verse übertragen, was er in seinen Aufzeichnungen »Was ist deutsch?« in Prosa gefasst hat, wir zitierten es bereits: »Mit dem Verfalle der äußeren politischen Macht, d. h. mit der aufgegebenen Bedeutsamkeit des römischen Kaiserthumes [...] beginnt [...] erst die rechte Entwicklung des wahrhaften deutschen Wesens«⁹¹, dessen wichtigster Ausdruck die wahrhafte deutsche Kunst ist.

Thomas Mann hat in seiner Rede »Leiden und Größe Richard Wagners« (1933) aus jenem »Kern- und Schlußwort der *Meistersinger*« die »vollendete Geistigkeit und Politikfremdheit des Wagnerischen Nationalismus« herausgelesen: »sie bekunden eine schlechthin anarchische Gleichgültigkeit gegen das Staatliche, falls eben nur das geistig Deutsche, die ›Deutsche Kunst‹ bewahrt bleibt.« Und deshalb wehrt er sich – 1933 – gegen die »Demagogie«,

⁸⁸ Vgl. dazu Borchmeyer, Dieter: *Das Theater Richard Wagners. Idee – Dichtung – Wirkung*, Stuttgart 1982, S. 206–230.

⁸⁹ GSD, Bd. 7, S. 271.

⁹⁰ Vgl. Deathridge, John et al. (Hg.): *Wagner-Werk-Verzeichnis* (WWV), Mainz 1986, S. 483f.

⁹¹ GSD, Bd. 10, S. 39.

diese Verse »tendenziös ins Parterre [zu] donnern, um eine patriotische Nebenwirkung damit zu erzielen.«⁹²

Die Geschichte hat freilich gezeigt, dass die messianische Überziehung der Idee der deutschen Kulturnation bedenkliche Möglichkeiten des Missbrauchs in sich enthält. Birgt nicht schon die Metaphorik der Herrschaft in Schillers Gedichtentwurf »Deutsche Größe«, auch wenn hier allem politischen Nationalismus und Militarismus eine Abfuhr erteilt wird, die Gefahr in sich, Realität zu werden? Ist es nicht nur ein Schritt von der Idee der deutschen Kulturnation zu einer Ideologie des Deutschtums, die umso gefährlichere Folgen hat, als ein rein politischer Nationalismus, da sie sich über jede Pragmatik hinweg zu spekulativen Höhen erhebt – wie in Schillers chiliastischen Ideen –, von denen aus die Politik mit hypertrophen Phantasmen aufgebläht und totalitär zu werden droht? Die deutsche Geschichte des 20. Jahrhunderts – der nationalistisch pervertierte Chiliasmus des Dritten Reichs – hat auf diese Frage die bekannte verheerende Antwort gegeben.

Niemand hat die Dialektik des deutschen Kosmopolitismus tiefgründiger beschrieben als Thomas Mann. Wie konnte es nur geschehen, dass der »dem Deutschtum [eingeborene] Universalismus« in »Machtpolitik« umschlug, fragt er sich 1944 in »Schicksal und Aufgabe«.⁹³ In seinem Essay »Deutschland und die Deutschen« (1945) hat er analysiert, warum den Deutschen »all ihr Gutes zum Bösen« ausschlug, selbst ihr allerbestes: Ihr »ursprüngliche[r] Universalismus und Kosmopolitismus«, von dem aus sie dann doch »den Anspruch auf europäische Hegemonie, ja auf Weltherrschaft« reklamierten, »wodurch er zu seinem strikten Gegenteil, zum anmaßlichsten und bedrohlichsten Nationalismus und Imperialismus wurde«.⁹⁴

Freilich gibt Thomas Mann die Hoffnung nicht auf, »daß der deutsche Universalismus in seinen alten Ehrenstand zurückfinden, daß er sich des frevelhaften Gedankens der Welteroberung für immer entschlagen und

⁹² Alle Zitate in diesem Absatz, in: Mann, Thomas: »Leiden und Größe Richard Wagners«, in: Ders.: *Reden und Aufsätze 1* (Gesammelte Werke in dreizehn Bänden 9), Frankfurt a.M. ³1990, S. 363-426, hier: S. 418.

⁹³ Ders.: »Schicksal und Aufgabe«, in: Ders.: *Reden und Aufsätze 4* (Gesammelte Werke in dreizehn Bänden 12), Frankfurt a.M. ³1990, S. 918-939, hier: S. 929.

⁹⁴ Ders.: »Deutschland und die Deutschen«, in: Ders.: *Reden und Aufsätze 3* (Gesammelte Werke in dreizehn Bänden 11), Frankfurt a.M. ³1990, S. 1126-1148, hier: S. 1141.

wieder als Welt-Sympathie, Welt-Offenheit [...] bewähren wird.«⁹⁵ Schöner noch hat er dies in seinem Deutschland-Essay von 1941 formuliert: »Die Welt braucht Deutschland, aber Deutschland braucht auch die Welt, und da es sie nicht ›deutsch‹ machen konnte, wird es sie in sich aufnehmen müssen, wie alles große und gute Deutschland das immer mit Liebe und Sympathie zu tun gewohnt war.«⁹⁶

Literatur

- Berdahl, Robert A.: »Der deutsche Nationalismus in neuer Sicht«, in: Winkler, Heinrich August (Hg.): *Nationalismus*, Königstein im Taunus 1978, S. 138-154.
- Borchmeyer, Dieter: *Das Theater Richard Wagners. Idee – Dichtung – Wirkung*, Stuttgart 1982.
- Borchmeyer, Dieter: »Globalisierung und Weltliteratur – Goethes Altersfuturismus«, in: Remmel, Andreas/Remmel, Paul (Hg.): *Liber Amicorum. Katharina Mommsen zum 85. Geburtstag*, Bonn 2010, S. 79-92.
- Borchmeyer, Dieter: *Was ist deutsch? Die Suche einer Nation nach sich selbst*, Berlin 2017.
- Deathridge, John et al. (Hg.): *Wagner-Werk-Verzeichnis* (WWV), Mainz 1986.
- Fichte, Johann Gottlieb: »Aus dem Entwurfe zu einer politischen Schrift im Frühlinge 1813«, in: Fichte, Immanuel Hermann (Hg.): *Johann Gottlieb Fichte's sämtliche Werke. Dritte Abtheilung. Populärphilosophische Schriften. Zweiter Band. Zur Politik, Moral und Philosophie der Geschichte* (Johann Gottlieb Fichte's sämtliche Werke 7), Berlin 1846, S. 546-573.
- Friedrich Nietzsche: »Jenseits von Gut und Böse«, in: Colli, Giorgio/Montinaro, Mazzino (Hg.): *Friedrich Nietzsche. Jenseits von Gut und Böse. Zur Genealogie der Moral* (Friedrich Nietzsche. Sämtliche Werke. Kritische Studienausgabe in 15 Bänden 5), München 1999, S. 9-243.
- Glaser, Hermann: »Deutschland? Aber wo liegt es?...«. Zur Idee und Ideologie der ›Kulturnation‹, in: Brehm, Thomas/Hermann, Matthias (Hg.): *Was ist deutsch? Aspekte zum Selbstverständnis einer grübelnden Nation*. Beiträ-

⁹⁵ Ders.: »Schicksal«, S. 929.

⁹⁶ Ders.: »[Deutschland]«, in: Ders.: *Reden und Aufsätze 4*, S. 902-910, hier: S. 909.

- ge zur Tagung im Germanischen Nationalmuseum am 20. und 21. November 2005*, Nürnberg 2006, S. 41-50.
- Haufe, Eberhard (Hg.): *Schillers Werke. Nationalausgabe*, Bd. 25, Weimar 1979.
- Heine, Heinrich: »Kommentar zu ›Deutschland. Ein Wintermärchen‹«, in: Atkins, Stuart (Hg.): *Heinrich Heine. Werke*, Bd. 2, München 1978, S. 1175-1202.
- Heinz, Thomas: »Sprache und Nation. Zur Geschichte des Wortes *deutsch* vom Ende des 11. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts«, in: Gardt, Andreas (Hg.): *Nation und Sprache. Die Diskussion ihres Verhältnisses in Geschichte und Gegenwart*, Berlin u. a. 2000, S. 47-101.
- Henckmann, Wolfhart (Hg.): *Helmut Kuhn. Schriften zur Ästhetik*, München 1966.
- Hilmar, Rosemary (Hg.): *Alban Berg 1885-1935. Ausstellung der Österreichischen Nationalbibliothek. Prunksaal. 23. Mai-20. Oktober 1985*, Wien 1985.
- Humboldt, Wilhelm von: »Über die Behandlung der Angelegenheiten des Deutschen Bundes durch Preußen«, in: Flitner, Andreas/Giel, Klaus (Hg.): *Wilhelm von Humboldt. Schriften zur Politik und zum Bildungswesen* (Wilhelm von Humboldt. Werke in fünf Bänden 4), Stuttgart 1964, S. 347-417.
- Jakobs, Hermann: »Diot und Sprache. Deutsch im Verband der Frankenreiche (8. bis frühes 11. Jahrhundert)«, in: Gardt, Andreas (Hg.): *Nation und Sprache. Die Diskussion ihres Verhältnisses in Geschichte und Gegenwart*, Berlin u. a. 2000, S. 7-46.
- Kahler, Erich von: *Der deutsche Charakter in der Geschichte Europas*, Zürich 1937.
- Knape, Joachim: »Humanismus, Reformation, deutsche Sprache und Nation«, in: Gardt, Andreas (Hg.): *Nation und Sprache. Die Diskussion ihres Verhältnisses in Geschichte und Gegenwart*, Berlin u. a. 2000, S. 103-138.
- Mann, Thomas: »[Deutschland]«, in: Ders.: *Reden und Aufsätze 4* (Gesammelte Werke in dreizehn Bänden 12), Frankfurt a.M. ³1990, S. 902-910.
- Mann, Thomas: »Deutschland und die Deutschen«, in: Ders.: *Reden und Aufsätze 3* (Gesammelte Werke in dreizehn Bänden 11), Frankfurt a.M. ³1990, S. 1126-1148.
- Mann, Thomas: »Leiden und Größe Richard Wagners«, in: Ders.: *Reden und Aufsätze 1* (Gesammelte Werke in dreizehn Bänden 9), Frankfurt a.M. ³1990, S. 363-426.
- Mann, Thomas: »Schicksal und Aufgabe«, in: Ders.: *Reden und Aufsätze 4* (Gesammelte Werke in dreizehn Bänden 12), Frankfurt a.M. ³1990, S. 918-939.

- Mann, Thomas: »Versuch über Schiller«, in: Ders.: *Reden und Aufsätze 1* (Gesammelte Werke in dreizehn Bänden 9), Frankfurt a.M. ³1990, S. 870-951.
- Meinecke, Friedrich: *Weltbürgertum und Nationalstaat. Studien zur Genesis des deutschen Nationalstaates*, München u. Berlin ²1911.
- Münkler, Herfried: »Kunst und Kultur als Stifter politischer Identität. Webers Freischütz und Wagners Meistersinger«, in: Danuser, Hermann/Münkler, Herfried (Hg.): *Deutsche Meister – böse Geister? Nationale Selbstfindung in der Musik*, Schliengen 2001, S. 45-60.
- Plessner, Helmuth: »Die Verfallsstufen des christlichen Zeitbewußtseins. Metamorphose und Auflösung des geschichtlichen Weltbildes«, in: Ders.: *Die verspätete Nation. Über die politische Verführbarkeit bürgerlichen Geistes*, Stuttgart u. a. 1974, S. 103-118.
- Pross, Harry: »Das zweite Reich«, in: Ders. (Hg.): *Die Zerstörung der deutschen Politik. Dokumente 1871-1933*, Frankfurt a.M. 1959, S. 9-22.
- Schiller, Friedrich: »Die deutsche Muse«, in: Meier, Albert (Hg.): *Friedrich Schiller. Gedichte. Dramen 1* (Friedrich Schiller. Sämtliche Werke 1), München u. Wien 2004, S. 214.
- Schiller, Friedrich: »Über das Pathetische«, in: Riedel, Wolfgang (Hg.): *Friedrich Schiller. Erzählungen. Theoretische Schriften* (Friedrich Schiller. Sämtliche Werke 5), München u. Wien 2004, S. 512-537.
- Schiller, Friedrich: »Xenien von Schiller und Goethe«, in: Meier, Albert (Hg.): *Friedrich Schiller. Gedichte. Dramen 1* (Friedrich Schiller. Sämtliche Werke 1), München u. Wien 2004, S. 257-302.
- Schings, Hans-Jürgen: *Klassik in Zeiten der Revolution*, Würzburg 2017.
- Suphan, Bernhard (Hg.): *Deutsche Größe. Ein unvollendetes Gedicht Schillers. 1801. Nachbildung der Handschrift im Auftrage des Vorstandes der Goethe-Gesellschaft*, Weimar 1902.
- Tümmler, Hans: *Carl August von Weimar, Goethes Freund. Eine vorwiegend politische Biographie*, Stuttgart 1978.
- Tümmler, Hans: »Der Friede des klassischen Weimar. Wege und Erfolge weimarischen Friedensbemühens am Beginn der hohen Klassik 1795/96. Ein Nachspiel zum Frieden von Basel«, in: Ders.: *Goethe in Staat und Politik. Gesammelte Aufsätze*, Köln 1964, S. 104-131.
- Wagner, Richard: *Gesammelte Schriften und Dichtungen* (GSD), 10 Bde., Leipzig ²1888.
- Wagner, Winifred/Strobel, Otto (Hg.): *König Ludwig II. und Richard Wagner. Briefwechsel*, Bd. 4, Karlsruhe 1936.